

Berkörte Träume.

Novelle von **E. Merk.**

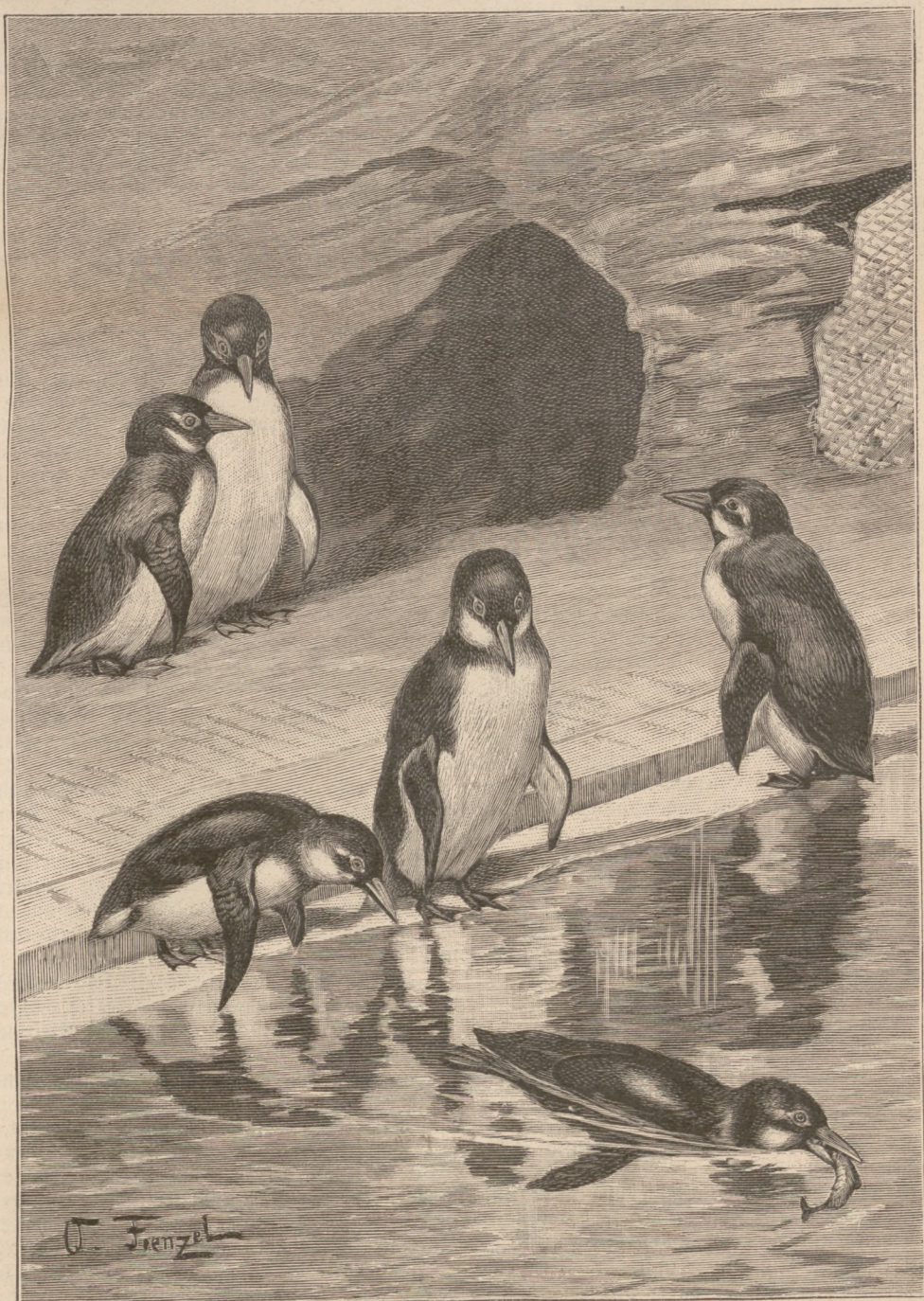
1. (Nachdr. verboten.)

Zum dritten Male schon an diesem Morgen klopfte es an der Thür des Ateliers, und Hans Berger rief daher ziemlich ungeduldig sein: „Herein!“ Er malte gerade an der Luft auf seinem neuesten Landschaftsbilde, und jede Störung war ihm ärgerlich. Aber sein Gesicht erheiterte sich, als diesmal der Briefbote in das Zimmer stapfte. Er brachte ein Kistchen — die Weihnachtssendung von daheim, die wegen winterlicher Verkehrsstörung verspätet eintraf.

Nun legte Hans doch die Palette weg, um auszupacken. Er war, trotz seiner vierundzwanzig Jahre, noch herzlich frisch und kindlich genug, um mit freudiger Spannung die sorgsam eingehüllten Ueberraschungen auszuwickeln. Er fühlte die Liebe, welche für ihn diese Geschenke geschaffen hatte; er sah das liebe, braune Haupt seiner Mutter sich bei der Lampe, noch zu später Stunde, über die Deckchen herabbeugen, die sie zum Schmuck seines Ateliers mit kunstvoller altdeutscher Stickerei verziert hatte, und während er das bunte Handtuch in eine leere Ecke hing und das Tischchen vor seinem Sopha mit der mütterlichen Gabe verschönte, erfaßte ihn eine gewaltige Sehnsucht, ihr sofort zeigen zu können, wie viel wohllicher es nun in seinem kahlen Atelier geworden sei, ihr jetzt gleich recht dankbar die fleißigen Hände drücken zu dürfen.

Sein Vater, Regierungspräsident v. Berger, war mit ganzer Seele Beamter und hätte den Sohn am Liebsten in seinen Fußstapfen wandeln sehen; aber wenn es sich um Hans handelte, dann wußte seine sonst so nachgiebige, sanfte Mutter ihrem Willen Geltung zu verschaffen. Nur weil die Mutter seine Beschützerin gewesen, hatte Hans seinen Wunsch, Maler zu werden, durchzusetzen vermocht. Er war immer ihr Liebling gewesen: die Schwestern hatten ihm das oft genug zu hören gegeben.

Mit einem leisen Anflug von Heimweh hing er den Erinnerungen nach, die ihm die Weihnachtssendung wachgerufen. Nur für die kunstvollen Bäckereien, von welchen die Mutter ihm stets sein reichlich Theil zukommen ließ, hatte er wenig Sinn. Er warf die schöngeformten, nach Schokolade und Zimmt duftenden Herzchen, Sternchen und Ringe ziemlich gleichgiltig auf eine alte Zinnschüssel, die er



O. Frenzel

Brillenpinguine. (S. 315)

sich einmal beim Antiquar gekauft, und setzte sich wieder an die Arbeit.

Aber kaum hatte er die Farben zurecht gemischt, als auf's Neue geklopft wurde. Ein etwa achtjähriges Mädchen, mit vor Kälte gerötheten Wangen, stand schein auf der Schwelle und frug: ob der Herr keine Pinsel oder Malbrettchen brauche?

Er kannte das Kind. Es gehörte einer im Hinterhause wohnenden armen Familie. Der Vater war Schreiner gewesen, hatte sich dann, da er zu schwächlich für das Handwerk geworden, einen Farbbladen gekauft, nach wenigen Jahren aber Bankrott gemacht. Er fristete nun sein Leben und das von Frau und Kind, indem er allerlei Utensilien für Maler lieferte, Leinwand grundirte und einspannte, Schutzrahmen für die Bilder anfertigte u. s. w.

„Ich habe gar nichts nöthig — gar nichts!“ rief Hans ziemlich barsch, denn durch die geöffnete Thüre strömte eine kalte Luft herein. Dann aber blickte er auf, sah auf dem Gesichte der Kleinen den Ausdruck frühreifen Ernstes, den die Noth Kinderzügen aufsprägt, und bereute seine schroffe Abweisung.

„Komm nur herein,“ rief er ihr nach, „und schließe die Thür! Pinsel braucht unsereiner ja immer! Kannst auch ein paar Brettchen dalassen!“

Schüchtern trat das Kind über die Schwelle. Die kleinen Füße ließen ihre Schneespuren neben den großen des Briefboten auf dem abgetretenen Boden zurück. Hans erblickte den Blick, den das Mädchen auf die Zinnschüssel mit Süßigkeiten warf, jenen Blick sehnsuchtsvoller Bewunderung, mit dem hungrige Kinder die Auslagen an Konditorläden betrachten.

„Nimm Dir davon, soviel Du magst!“ rief er lustig.

Das Mädchen sah ihn erst jaghaft an, näherte sich dann mit verlegenem Gesichtchen der Schüssel und nahm vom äußersten Rand eine Kose aus Marzipan.

Hans hörte, weiter malend, das Knuspern der jungen Zähne. Aber die Kleine war rascher satt, als er gedacht hatte. Erröthend, verlegen kam sie zu ihm heran und sagte: „Danke schön, Herr!“ Auf sein Zureden, weiter zu nachen, schüttelte sie verneinend das Köpfchen. Dabei sah er, daß die gestricke Haare, die sie trug, oben, in der Mitte, ein Loch hatte, aus dem ein Büschel goldbrauner Locken herausging. Diese reizende Natur, die aus der armseligen, zerrissenen Hülle so üppig hervorquoll, hatte etwas Komisches und Nührendes zugleich.

„Wie heißt Du eigentlich, Kleine?“ frug er, sie beim Kinn nehmend, und ihr in das weiche Gesicht blickend, dessen rosiges Weiß um so frischer und leuchtender erschien neben der grüngerauen Farbe des abgetragenen Röckchens und Umschlagtuches.

„Gretel,“ sagte sie, die glänzenden braunen Augen mit den langen Wimpern schüchtern aufschlagend.

„Weißt Du was, Gretel, Du kommst nun jeden Tag zu mir, bis Du die Zinnschüssel leer gegessen hast! Magst Du?“

Sie nickte mit einem glückseligen Erröthen. — Von dem Tage an ward sie kein kleiner Kamerad. Der mütterliche Süßigkeitenvorrath reichte lange, da Gretel nur wie ein Vöglein naschte, und als die Schüssel leer geworden, war der Maler schon so sehr an seinen Kinderbesuch gewöhnt, daß er ihn gar nicht hätte missen mögen. Das kleine Mädchen aber war ganz selig, wenn sie nur hinter ihm stehen und ihm zusehen durfte, wie er die Farben mischte und dann auf die Leinwand strich. Ihm aber that es wohl, daß seine Kunst wenigstens das kleine Ding verblüßte, da er bis jetzt, außer der fernen Mutter, keinen einzigen Menschen wußte, den sein Können in Erstaunen versetzt hätte.

Als er im Sommer mit ein paar Freunden auf's Land ging, da weinte das Gretel heiße Thränen beim Abschied, und der stürmische Jubel, mit dem sie ihn dann bei der Wiederkehr empfing, war ihm ein lieber Willkommenruß. Sie lief nun wieder zu ihm, so oft sie keine Schule hatte; sie machte ihm kleine Botengänge und lernte Pinsel und Palette putzen. Wenn er ganz ungehört sein wollte, so gab er ihr ein altes Stützenbuch und ein paar farbige Stifte; dann saß sie stundenlang mäuschenstill und — malte auch. Er lachte zuweilen, daß ihm die Thränen in die Augen traten, über die grotesken Menschen und Thiergestalten, mit denen sie die Blätter vollkritzelte. Bei aller Naivität der Ausführung aber verriethen die Zeichnungen doch eine scharfe Beobachtungsgabe, die nicht allen Kindern eigen ist, so daß er allmählig die Ueberzeugung gewann, in dem kleinen Mädchen schlummere ein künstlerisches Talent.

„Schade drum!“ dachte er.

Dabei blieb es lange Zeit. Ein paar Jahre gingen dahin, das Kind mußte bald der Schule entwachsen, und Hans frug sich zuweilen, was wohl aus dem Gretel werden würde.

Einmal hatte er sich, um eine Staffage zu malen, ein Modell genommen. Gretel begegnete der Fremden in ihrem schäbig-modernen Aufputz im Hausflur, und als die Kleine wieder in das Atelier kam, frug sie, mit ihren neugierigen Kinderaugen zu Hans aufblickend: „Nicht wahr, diese schöne Dame ist ein Modell? Die Mutter hat gesagt, ich darf auch einmal Modell werden!“

Hans fuhr unwillig auf: „Gott bewahre! Was fällt Dir ein?“ Ein zorniges Roth stieg ihm in die Stirne. Er brachte die Worte von den Kinderlippen nicht mehr aus dem Sinn, sie brannten ihm ordentlich auf dem Herzen: „Ich darf auch einmal Modell werden!“

Das unschuldige, liebe Gesichtchen! Die klaren, reinen Augen! Sie sollten sich in jedes Atelier verirren, von jedem Maler als Objekt betrachten lassen — für fünfzig Pfennig die Stunde — und so lange angeblickt werden von gleichgültigen und dreisten Gesellen, bis die Wangen das Erröthen verlernt, bis die Augen den göttlichen Schimmer verloren, bis sie schamlos und frech geworden waren?

Und eine Mutter gab dazu ihr Kind her! Eine Mutter arbeitete sich nicht lieber die Hände blutig, ehe sie die kindliche Schönheit ihrer Tochter so schnöde zu verwerthen suchte? Und doch! Konnte er es den Menschen verdenken, die kümmerlich ihr Leben fristeten, wenn die Erwerbsfähigkeit der Kleinen ihnen wie eine Rettung erschien?

Ein unsäglicher Jammer mit der Armuth ergriff ihn, ein qualendes Mitleid mit dem lieben, unverdorbenen Geschöpfchen, das auf einen so gefährlichen Weg geschickt werden sollte, auf dem es zu Grunde gehen mußte, um so rascher, da es so blühend hübsch, um so bitterer, da es so weicherzig und anschniegender war.

„Schade drum! Schade drum!“ Er wiederholte die Worte immer wieder; aber er dachte lange nicht daran, in das Schicksal der Kleinen einzugreifen.

Manche Woche war vergangen, seitdem ihm Gretel den Plan ihrer Mutter mitgetheilt hatte; da packte es ihn plötzlich, mitten in der Arbeit, daß er dieses Unrecht nicht geschehen lassen dürfe. Er sprang von der Staffelei auf, schlüpfte in einen besseren Rock und lief in das Hintergebäude, zu Gretel's Eltern. „Ignaz Widmer“ stand auf einem kleinen Schildchen an der Thür.

Hans hatte die Wohnung der Leute nie betreten; aber sie kannten ihn natürlich, und Frau Widmer begrüßte ihn mit freudiger Ueberraschung: „Ah, welch' eine Ehre! Der

Herr Berger kommt selbst zu uns! Womit können wir dienen?“

Sie war eine hübsche, üppige Blondine, jung und blühend, und machte durchaus keinen armseligen Eindruck. Im Vergleich zu den schlechten Fähnchen, in welchen sie ihr Kind herumlaufen ließ, schien ihr Hausanzug gut erhalten und mit eitler Sorgfalt zusammengereicht. Die Aermel hatte sie aufgestreift, und während sie sich bemühte, die Falten über die Ellenbogen herabzuziehen, warf sie einen koketten Blick auf den jungen Mann, als wäre sie überzeugt, der Maler müsse ihre schön geformten weißen Arme bewundern. Hans mußte in die Stube treten, in der ein Kochofen stand, auf dem eben die Suppe übergelaufen sein mußte, denn es zischte noch auf der heißen Platte, und ein brenzeliger Geruch füllte den Raum. Die Frau schien am Fenster geessen zu haben, ein Kolportageroman lag hier neben einem angebissenen Apfel. Das Kind war nicht zu Hause.

Im Nebenzimmer, in einem sehr frostigen Gelaß, arbeitete der Mann. Er hüftelte etwas, sah vergrämt aus und hatte in den Augen jene sieberhafte Kastlosigkeit der Menschen, die beständig schaffen und schaffen müssen, die das Gespenst der Noth vorwärts heßt. Es war ein schroffer Gegensatz zwischen seiner hageren, düsteren Gestalt und der lebensfrischen, trägen seiner Frau. Hans gab dem Mann ein paar Aufträge, die er als Vorwand für seinen Besuch genommen. Widmer nickte nur, schrieb die Maße auf und arbeitete weiter, während der Maler wieder mit der Frau in die Wohnstube zurücktrat. Aus dem Plaudern der Kleinen hatte Hans entnehmen können, daß die Mutter den Ton angebe; er hielt es deshalb für klug, vorerst mit der Frau über das Kind zu sprechen und sie bei guter Stimmung zu erhalten. Er nahm daher den Stuhl, den sie ihm anbot, und ließ sie plaudern, obwohl ihm der Ausdruck in ihrem Gesicht, ihr ganzes Wesen mißfielen. Sie lachte ihm mit dreister Freundlichkeit in's Gesicht und zeigte dabei ein paar prächtige weiße Zahnreihen.

„Das Gretel ist so viel bei Ihnen, Herr Berger,“ sagte sie nach einer Weile. „Ich fürchte, das wilde, dumme Ding fällt Ihnen oft lästig.“

Er ergriff sofort die Gelegenheit, auf das Thema zu kommen, das ihn hergeführt hatte.

„Das Gretel ist weder dumm noch wild; im Gegentheil sehr anständig, vernünftig und brav. Sie sollten wirklich das Mädchen etwas Ordentliches lernen lassen.“

Frau Widmer lachte nicht mehr. „Sie haben gut reden, Herr. Aber wenn man einen fränkischen Mann hat, und von der Hand in den Mund lebt! Ja, ich hätte es auch besser haben können! Aber, mein Gott, mit siebzehn Jahren ist man ja so dumm. Was weiß man vom Leben? Wenn ich klug gewesen wäre, könnte ich jetzt eine reiche Bäckerfrau sein, meine Dienstboten halten und am Sonntag ein seidenes Kleid tragen. Aber nein, der Bäcker war mir zu alt und zu dick; der Ignaz sah schmucker aus. Da habe ich's nun! Dick ist der freilich nicht geworden, aber von Jugend und Schönheit sieht man auch nicht mehr viel. Der Bäcker aber —“

Sie hätte wohl noch länger von sich gesprochen, Hans aber unterbrach sie ziemlich ungeduldig: „Sie sagten eben, ein junges Mädchen von siebzehn Jahren sei dumm! Ihre Tochter wird aber auch einmal siebzehn Jahre alt sein, Frau Widmer, und wenn Sie wirklich, wie das Gretel mir erzählte, beabsichtigen, sie als Modell in die Ateliers zu schicken —“

Die Frau legte ihm plötzlich die Hand auf den Arm und deutete dann, den Finger auf

den Mund drückend, auf das Nebenzimmer, dessen Thür nur angelehnt war. Hans sah sie aber nur um so strenger und vorwurfsvoller an und sprach seinen Satz laut zu Ende: „Ja, Frau Widmer, wenn Sie das thun, so wird's Ihre Tochter wahrscheinlich einmal noch viel bitterer bereuen, als Sie Ihre Heirath.“

Man hörte nebenan das Hämmern und Nageln des arbeitenden Mannes; das schien die Frau zu beruhigen; sie antwortete, allerdings in halbtaunem Tone: „Wer weiß? Geht schon manches arme Ding, das Modell stand, eine gute Parthie gemacht. Jedenfalls kann das Gretel auf diese Weise am raschesten Geld verdienen. Wenn ich sie in einen Dienst schicke — das ist auch nicht besser.“

„Doch, sie lernt dann etwas. Als Modell aber lernt sie nichts, absolut nichts, und kann betteln gehen, wenn sie alt und häßlich geworden ist. An die Zukunft sollten Sie doch auch denken.“

Die Frau warf ihm einen bösen Blick zu. „Ich meine, es sollte sich eben Jeder um seine eigenen Angelegenheiten kümmern. Mit Rathschlägen und Ermahnungen sind die reichen Leute freilich immer freigebig.“

„Ich bin zwar nicht reich,“ erwiderte Hans rasch und mit offener Entrüstung, „aber ich wäre gerne bereit, wenigstens für den Unterricht Ihrer Tochter etwas beizutragen.“

„Schön Dank für die große Güte!“ erwiderte sie, die Achseln zuckend und die breiten Lippen aufwerfend. In ihrer ärgerlichen Erregung vergaß sie sogar, die Stimme zu dämpfen. „Nein, Herr Berger, damit ist uns nicht gedient. Ich habe es dem Maler Schildhart auch bereits versprochen, daß ich das Gretel zu ihm schicke, sobald sie schulfrei ist. Drei Mark im Tage kann sie bekommen; vielleicht auch noch mehr! Das können wir brauchen. Hübsch wird sie ja, Gott sei Dank! und Modellstehen ist keine harte Arbeit —“

Sie brach jählings ab, denn ihr Mann stand hinter ihr, und ein heiserer Ton des Zornes schlug an ihr Ohr; aber er mußte erst nach Athem ringen, ehe er die Worte hervorstieß: „Was willst Du mit dem Gretel? Modell! Schämst Dich nicht? Erst habe ich doch auch noch ein Wort mitzureden! Alles hab' ich gethan! Mein bißchen Hab und Gut verfleudert, Schulden gemacht, Tag und Nacht hab' ich gearbeitet, nur damit Du die Hände in den Schoß legen kannst und wir doch nicht verhungern müssen. Aber mein Kind sollst Du nicht zu Grund richten! Da hört's auf, mein Stillhalten, meine Geduld! — Ich danke Ihnen, Herr, daß Sie die Rede darauf gebracht haben. Hinter meinem Rücken also hätte sie das Kind in die Ateliers geschickt! Aber nun — nun geschieht's nicht, Herr Berger! Nein, so lange ich noch ein Glied rühren kann, geschieht's nicht! Jetzt halte ich schon die Augen offen für meine Gretel!“

Er zitterte am ganzen Körper. Wie bei allen stillen, passiven Naturen schien es einer tieferen Bewegung zu bedürfen, um ihn so aus seinem gewohnten Schweigen aufzurütteln. Heiß brannten die Augen aus dem blassen, hageren Gesicht hervor, die feuchten, schlichten Haare klebten ihm an der Stirne. Die Frau starrte ihn erst völlig sprachlos an, mit sichtlichem Erschrecken; dann aber kam wieder ihr selbstbewußter Trost über sie.

„Nun, wir wollen sehen,“ rief sie heftig, „ob nicht doch das geschieht, was ich will. Das Gretel wird Modell! Daran ist nichts Schlimmes! Und ich will's einmal, und damit basta!“

Der Mann, der sie finster angeblickt hatte, schien plötzlich ganz außer sich zu gerathen. So zornentflammt stürzte er auf die Frau zu, daß Hans unwillkürlich eine Bewegung machte, um ihn zurückzuhalten.

„Unterth' Dich!“ schrie er sie an. „Das Kind kommt nicht aus dem Haus! Lieber bring' ich Dich um! Dich und mich, uns Alle!“ Er hatte ihr Handgelenk erfaßt mit so eisernem Griff, daß sie vor ihm in die Kniee sank. Mit glühenden, drohenden Augen blickte er ihr in das Gesicht, und so schwächig der verarbeitete, von Gram abgezehrte Mann neben der lebensvollen, wohlgerundeten Frau erschien, sie zitterte vor der Kraft, die seine Entrüstung ihm gab, und flehte schluchzend: „Laß mich los! Laß mich los!“

Sobald er sie freigab, lief sie aus der Stube, die Thür laut hinter sich zuschmetternd.

Dem jungen Maler gefiel der Mann, den seine Angst um die Tochter erregte. Wie selten solch' ein Auftritt war, zeigte ihm die Art, wie der arme Mensch sich nun die Haare aus der Stirne strich, ganz erschöpft und verwundert aufblickte und vor sich hin murmelte: „Einmal reißt jede Geduld! Ja, einmal reißt sie!“ Und er leuzte tief auf.

Hans schüttelte voll Theilnahme die hartgearbeitete Hand Widmer's.

„Es ist brav von Ihnen,“ sagte er, „daß Sie in diesem Punkte Ihrer Frau nicht nachgeben. Mich hat's selbst ganz krank gemacht, so wenig mich ja im Grunde das Kind zu kümmern hat, als ich das Wort hörte: Modell! Es sind ja gewiß nicht immer schlechte Geschöpfe, die sich dazu hergeben: nein, Gott bewahre, aber arme, bedauernswerthe. Und einen gar seltenen Schutengel müßte ein hübsches junges Ding haben, das sich rein und gut erhalte bei so gefährlichem Beruf. Und sehen Sie, Herr Widmer, das Gretel ist wirklich talentvoll! Wenn man ihr Zeit gönnte, in einer ordentlichen Schule zeichnen zu lernen, dann brächte sie's zu was, zu was Ordentlichem, daß sie nicht bloß für sich sorgen, sondern auch eine geachtete Stellung erringen könnte. Was ich thun kann, um ihr dazu zu verhelfen, es soll wahrlich geschehen!“

Hans hatte immer wärmer gesprochen, weil er sah, wie das hager Gesicht des Mannes aufleuchtete bei dem Lobe seiner kleinen Tochter. Die Augen standen dem armen Menschen voll Wasser, wie er dann mit bebenden Händen die Rechte des Malers ergriff: „Herr Berger, wenn Sie mir rathen, mir helfen wollen, daß mein Kind etwas Ordentliches wird, wahrhaftig, dann möcht' ich wieder an einen Himmel glauben, an dem ich schon recht oft verzweifelt bin, nur damit Sie belohnt werden könnten, denn ich — ach Gott, ich kann ja nur mein armseliges ‚Vergelt's Gott!‘ jagen für Ihre Theilnahme.“

So gerührt verließ Hans die Wohnung im Hintergebäude, daß der Entschluß bei ihm feststand: er wollte für Gretel's Ausbildung sorgen.

Aber wie? Das Honorar für den vorbereitenden Zeichenunterricht und für die Kunstschule hätte er ja bei einiger Sparsamkeit wohl bestreiten können; aber es handelte sich nicht allein darum. Das Kind brauchte auch allerlei Material, das die Eltern nicht zu beschaffen in der Lage waren; es brauchte vor Allem bessere Kleider. Wie aber konnte er sich auf Jahre hinaus verpflichten, da er selbst ganz von seiner Familie abhing? Bis jetzt verdiente er kaum Nennenswerthes; er verkaufte freilich seine Bilder, aber zu welchem Preise! So, daß kaum die Rahmen und die Oelfarben und die Ateliermiethe gedeckt waren. Mit seinen Privatmitteln also ließ sich unmöglich für Gretel etwas ausrichten. Aber plötzlich hatte er eine Idee: in wenigen Wochen sollte in der Künstlergenossenschaft ein größeres Fest stattfinden, an dem sich auch Kunstfreunde, Beamte, Offiziere und Andere zu betheiligen pflegten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Brillenpinguin.

(Mit Bild auf Seite 313.)

Auf der Südhälfte unserer Erde leben die Pinguine, merkwürdige Vögel, deren klossenartige, verkrümmerte und zum Fliegen untaugliche Flügel ohne Schwungfedern, fischschuppenähnliche Federbekleidung und dicker glatter Kopf sie fast wie eine Robbenart erscheinen lassen, wägen nicht die kurzen, weit nach hinten eingefügten Beine und der spitze Schnabel. Fischvögel hat man sie auch genannt und sie sind in der That als ein Mittelglied zwischen Fisch und Vogel zu betrachten. Unsere Abbildung auf S. 313 zeigt uns den auch in Südafrika vorkommenden Brillenpinguin, der im Jahre 1882 zum ersten Male von Hagenbeck lebend nach Europa gebracht wurde. Der Brillenpinguin hat die Größe einer starken Ente, ist auf Kopf und Rücken dunkelbraun, auf dem Bauche hellgelblich gefärbt, während unterhalb der Kehle ein hellbraunes Halsband sich hinzieht. Das Gefieder ist fettglänzend und klebrig anzufühlen. Die Nahrung des Brillenpinguins besteht aus Fischen, Krebsen und andern kleinen Meeresthieren. Sein eigentliches Element ist das Wasser, er taucht und rudert mit Hilfe seiner Schwimmsüße und Flügelstumpfen äußerst gewandt; auf dem Lande dagegen ist er sehr unbehilflich und bewegt sich langsam und watschelnd vorwärts. Das von Hagenbeck nach Hamburg gebrachte Exemplar war so zahm, daß es seinem Herrn wie ein Hund folgte und auch allerlei Gegenstände apportirte. Fühlte es sich unbehaglich, so stieß es ein eselartiges Geschrei aus. In ihrer Heimath kommen die Pinguine sehr zahlreich vor und bedecken zur Zeit der Brutperiode oft zu vielen Tausenden die kahlen Ufer.

Der Buarbrä bei Odde am Sörffjord (Norwegen).

(Mit Bild auf Seite 316.)

Seit Kaiser Wilhelm II. alljährlich seine Nordlandsfahrt nach den Fjorden Norwegens antritt, ist es in Deutschland und England in den Kreisen der Aristokraten und Reichen Mode geworden, ebenfalls dorthin in die Sommerfrische zu gehen. In der That verdienen die großartigen Naturschönheiten Norwegens die Bewunderung, die man ihnen jetzt zollt. Von den zahlreichen Fjorden, die in die felsige Küste einschneiden, ist der Sognefjord bei Bergen der bekannteste, der Hardangerfjord der großartigste. Letzterer verzweigt sich im Hintergrunde wieder in eine Anzahl Aeste, von denen die hervorragendsten der Maurangers-, der Eid- und der Sörffjord sind. Das Dampfboot bringt den Reisenden bis zu dem kleinen Fischbördschen Odde, von wo aus der fremde Tourist seine Wanderungen in die Gebirgswelt dieses Nordlands zu unternehmen pflegt. Einer der schönsten Ausflüge ist der zum Buarbrä. Man läßt sich mit dem Rahne bis zum Eingange des Jordal übersehen und steigt dann, entgegen dem Laufe des brausenden Jordalelv, bis zum Fuße des Gletschers empor, der, wie unser Bild auf S. 316 zeigt, einen großartigen Anblick gewährt.

Ein lustiger Brief.

(Mit Bild auf Seite 317.)

Solch' ein Soldatenbrief wie der, in dem die beiden Frauen auf unserem Bilde S. 317 eben studiren, ist manchmal recht trübselig, denn der moderne Vaterlandsverteidiger ist nicht immer auf Rosen gebettet. Oft genug aber enthält er auch gute Nachrichten und die Erzählung lustiger Streiche, und dann erregt er daheim eitel Wonne. Die Angehörigen erfahren ja daraus, daß ihr Hies oder Karl sich wohl befindet, guter Dinge ist und keine anderen Schmerzen hat, als etwas Mangel an Geld und den Wunsch nach Sendung einer Hausmacherwurst oder eines Schinkens, zur Anknüpfung gemüthlicherer Beziehungen zur gestrengen „Kompagniemutter“, dem Herrn Feldwebel. Mütter und Schwestern kennen das, sie hören dieses Lied ja nicht zum ersten Male, und mit lächelndem Behagen lesen sie den lustigen Brief des fernem Jüßlifers.

Der Kamelienzweig.

Erzählung von Theo Seelmann.

1. (Nachdr. verboten.)

Ueber Florenz blaute an einem Apriltage des Jahres 1834 heiterer, wolkenloser Himmel.

Auch in jenem einlamen Kämmerlein breitete die goldene Sonne ihren verklärenden Schimmer aus, das weit draußen vor der Stadt im dritten Stock eines der letzten Häuser an der Straße nach Pistoja lag.

Am Fenster lehnte ein junger Mann mit bleichem Antlitz, dessen Augen träumerisch über die blühenden Gärten und grünen Weinberge schweiften. Er mußte eben noch musiziert haben, denn in seiner linken Hand hielt er noch die Geige, während er in der Rechten nachlässig den Bogen herabhängen ließ. Sein eingefallenes Gesicht zeigte die Merkmale langer Entbehrung, und auch seine Kleidung verrieth, daß ihr Träger mit der Noth des Lebens hart zu kämpfen hatte.

Ein banger Seufzer rang sich dann und wann von seinen Lippen. Seine Vergangenheit schwebte im Geiste an ihm vorüber. Er sah sich daheim zu Bergen in Norwegen, behütet von der liebenden Mutter und geleitet von dem strengen, aber sorgsamem Vater. Während seine Schulkameraden sich spielend und ausgelassen umher tummelten, saß er in seinem Arbeitsstübchen mit dem einzigen Genossen seiner Jugend, seiner Geige. Jede Mußestunde verbrachte er mit ihr, und wenn ihre Töne bald klagend, bald jauchzend an sein Ohr schlugen, dann zog eine beseligende Befriedigung in sein Herz, und er heraufschte sich in dem Gedanken an zukünftige Tage voll Ruhm und Ehre. So hatte er es getrieben,

bis er nach Christiania auf die Universität ging. Theologie sollte er studiren nach dem Willen des Vaters, aber in ihm lebte der feste Vorsatz, sich der Kunst zu weihen. Er wanderte nach Deutschland, zu Spohr in Kassel, aber statt die gehoffte Beachtung zu finden,

teres Glend packte ihn, zuletzt stahl man ihm auch noch die Geige, und von Verzweiflung getrieben, stürzte er sich in die Fluthen der Seine. Nur mit Mühe entriß man ihm dem Tode. Sein trauriges Geschick erregte Aufsehen, und die als Kunstfreundin bekannte Madame Billeminot interessirte sich für ihn. Durch ihre Vermittelung gab er ein Konzert, das ihm Anerkennung und Einkünfte brachte. Er konnte nun Italien, das klassische Land der Kunst, aufsuchen. Aber wie bald waren auch hier wieder seine stolzen Hoffnungen geknickt worden. Wohin er auch kam, überall kehrte man sich kalt von ihm ab, so daß er sich endlich einsiedlerisch von allem Verkehr mit der Welt zurückzog. Nun weilte er schon seit Monaten in Florenz, seine



Der Buarbrå bei Odde am Sörfjord (Norwegen). [S. 315]

wurde er kalt und geringschätzig behandelt. In Göttingen machte er die Bekanntschaft des berühmten Geigenvirtuosen Paganini, der sein Talent zu würdigen verstand und ihn mit nach Paris nahm. Schon glaubte er sich der Erreichung seines Zieles nahe, als die Cholera ausbrach und damit alle Hoffnung auf ein Auftreten vor der Oeffentlichkeit schwand. Bit-

Frau Pelicioni, mit hoch gerötheten Wangen mitten in der Stube.

„Sie ist angekommen!“ jubelte sie. „Sie ist da!“

„Wer denn?“ fragte der Musiker und ließ die Börse in die Tasche gleiten.

„Wer? Die weltberühmte Sängerin, von deren Ankunft Florenz seit drei Tagen spricht,

Madame Billeminot interessirte sich für ihn. Durch ihre Vermittelung gab er ein Konzert, das ihm Anerkennung und Einkünfte brachte. Er konnte nun Italien, das klassische Land der Kunst, aufsuchen. Aber wie bald waren auch hier wieder seine stolzen Hoffnungen geknickt worden. Wohin er auch kam, überall kehrte man sich kalt von ihm ab, so daß er sich endlich einsiedlerisch von allem Verkehr mit der Welt zurückzog. Nun weilte er schon seit Monaten in Florenz, seine Geldmittel schmolzen zusehends zusammen, und der Tag stand unmittelbar bevor, wo er sich fragen mußte: wovon wirst du morgen leben?

Die Bull seufzte tief auf. Mechanisch erhob er sich, zog den Tischkasten auf und entnahm demselben eine Börse, deren Inhalt er in die Hand rollen ließ. „Noch zweihundert Centesimi,“ murmelte er. „Gerade noch genug für zwei Tage. Aber was dann?“

Er wurde in seinem Selbstgespräch durch ein Klopfen an der Thür unterbrochen. Aber ehe er noch „Herin“ rufen konnte, stand schon seine Wirthin,



Ein lustiger Brief. Nach einem Gemälde von Oskar Gräf. (S. 315)

die Madame Malibran. Und der Herr Bériot ist auch mitgekommen!"

"Die Malibran ist hier?"

"Jawohl! Sie wohnt im Hotel d'Angleterre und heut Abend gibt sie das Konzert, auf das die ganze Stadt voll Sehnsucht wartet."

"Da schickt mir das Schicksal Rettung!"

In größter Hast ergriff der junge Musiker seinen Hut und stürmte die Treppe hinab. Verwundert blickte die Italienerin ihrem sonst so gefekten Hausgenossen nach.

Als Ole Bull auf der Straße angelangt war, athmete er tief auf. Durch seinen Kopf stürmten tausend Gedanken, aber sie alle drehten sich um den einen Punkt, daß die Malibran ihm gestatten möge, bei dem Konzert einige seiner Stücke vorzutragen. War er doch mit ihr im Salon der Frau Willemine in Paris zusammengetroffen und kannte ihre bezaubernde Liebeshwürdigkeit. Wenn er mit ihr vor dem Publikum auftreten konnte, mußte ihm dann nicht der Erfolg winken und mit demselben alle Noth und Bedrängniß schwinden?

Aber ehe er den bedeutungsvollen Schritt that, auf den er seine letzte Hoffnung setzte, und sich zu der Sängerin begab, wollte er die Ruhe seines Gemüths wieder herstellen, und dazu sollte ihm ein kurzer Spaziergang auf der Straße nach Pistoja dienen.

Schon neigte sich die Sonne dem Untergange zu, und erlöst von der Hitze des Tages, begannen die Vögel in dem Oliven- und Lorbeerhain, der sich am Wege entlang zog, ihre Stimmen erschallen zu lassen. Den lieblichen Weisen lauschend, schritt Ole Bull auf der von Kalkstaub bedeckten Straße dahin, bis er plötzlich an seiner Seite eine Stimme vernahm. Betroffen sah er sich um. Vor ihm stand ein halbwüchsiges, in Lumpen gehülltes Mädchen, das ihn mit großen, feuchtschimmernden Augen stehend anblickte.

"O Signore," bat sie zaghaft, "kaufen Sie mir diese Blumen ab!" Dabei hielt sie dem Künstler einen Zweig mit prachtvollen rothen Kamelien entgegen.

"Ich danke Dir, mein Kind," entgegnete Ole Bull abweisend und wandte sich zum Gehen.

Doch das Mädchen ließ sich nicht zurückschrecken, mit trippelnden Schritten eilte es neben ihm her: "O Signore, üben Sie Barmherzigkeit, kaufen Sie mir die Blumen ab!"

Das war kein gewöhnliches Anpreisen geschäftsmäßiger Verkäufer, das war ein Angstschrei der Verzweiflung, wie er von den Lippen des Mädchens kam.

"Wie heißest Du?" fragte der Musiker, indem er wieder stehen blieb.

"Marietta!"

"Nun, Marietta, auch wenn ich Dir helfen möchte, ich kann es wirklich nicht. Ich bin selbst arm."

"O Signore, Sie sind reich! Aber mein Vater liegt seit vier Wochen im Fieber, und vorgestern ist auch die Mutter krank geworden. Und wie ich nun heut' den Vater stöhnen und die Mutter weinen hörte, da fiel mir draußen am Fenster mein Kameliensstock, den ich zum Osterfest der Madonna gelobt habe, in die Augen und ich habe gebetet, daß es mir die heilige Jungfrau verzeihen möge, wenn ich die Blüthen abschneide und sie verkaufe, um den Eltern zu helfen."

"Wo wohnen Deine Eltern?" fragte der Musiker ernst.

"Dort, gleich hinter dem Wäldchen zwischen den Weinbergen!"

"Komm, führe mich hin."

In hastigem Lauf flog Marietta dem Künstler voran. Bald bogen sie in einen Seitenpfad ein und nach wenigen Minuten sah Ole Bull ein verfallenes, weißes Häuschen vor sich

liegen. Mit dem niedrigen Dach überragte es kaum das umgebende Gebüsch.

"Das ist es!" rief das Mädchen und zeigte mit der Hand auf die ärmliche Hütte.

Ole Bull folgte seiner vorausschreitenden Führerin, aber wie gebannt blieb er auf der Schwelle des Zimmers stehen. In einer Ecke des feuchten, halbdunklen Gemaches ruhte auf einem Strohlager ein Mann, von einer zer-rissenen Decke bedeckt, der wild mit den Armen um sich schlug und wirre, abgebrochene Worte hervorstieß. Neben ihm hockte ein Weib, den Kopf auf die Kniee gesenkt, leise wimmernd. Die Bewohner schienen die Ankunft des Fremden nicht zu bemerken, denn nicht die geringste Bewegung deutete darauf hin. In dem Gelaß befand sich kein Stuhl, kein Tisch, nur eine leere Blechschüssel mit einem Löffel lag neben der Frau auf dem Fußboden.

Ole Bull war beim Anblick des grenzenlosen Glends auf's Tiefste erschüttert.

"Frau," sagte er gepreßt und trat auf Marietta's Mutter zu, "haben Sie nicht nach einem Arzte geschickt?"

"Nein, nein, wir sind zu arm dazu."

"Nun denn," fuhr er fort, "hier muß Rath geschafft werden. Marietta, komm her, hier hast Du Geld! Und nun springe in die Stadt und hole Brod und Milch und Früchte. Einen Arzt werde ich selbst herschicken. Fassen Sie sich, Frau!"

Bei diesen Worten hatte er die Börse aus der Tasche gezogen und ihren Inhalt in die Hand Marietta's geschüttelt. War es auch sein letztes Geld, und wurde er selbst fast unter der Last seiner Sorgen erdrückt — was war all' seine Noth gegen das Glend, das sich ihm hier offenbarte!

"Für heute," wandte er sich an Marietta's Mutter, "werden Sie zu leben haben, und morgen werde ich wieder bei Ihnen vorsprechen und mich erkundigen, wie es steht."

Mit großen Schritten eilte er aus dem Zimmer, ohne auf eine Dankesbezeugung zu warten. Aber noch hatte er die Straße nicht erreicht, als er hinter sich eine Stimme rufen hörte. Es war Marietta, die, den Kamelienzweig in der Hand, hinter ihm herstürmte.

"Signore, Signore!" rief sie, "nehmen Sie doch Ihre Blumen mit!" Voll Dankbarkeit ergriff sie seine Hand, küßte dieselbe innig und rief: "Die heilige Jungfrau wird Ihnen vergelten, was Sie an uns thun, Signore. Nehmen Sie die geweihten Blumen, sie werden Ihnen Glück bringen."

2.

Im Spiegelsalon des Hotel d'Angleterre ging Madame Malibran eifrig sprechend auf und ab. Auf einem Sessel saß Ole Bull, der vor sich auf den Tisch den Kamelienzweig gelegt hatte.

"Wie ich Ihnen schon versichert habe, lieber Freund," sagte die Sängerin und blieb vor dem Musiker stehen, "ich bin außerordentlich erfreut, Sie hier so unvermuthet anzutreffen. Aber ich habe Ihnen bereits vorhin mitgetheilt, daß ich mit meinem Bräutigam, Herrn Bériot, reise. Bériot ist Geiger wie Sie und, ich muß es Ihnen offen gestehen, auf seinen Ruf ebenso eifersüchtig, wie auf meine Liebe zu ihm. Wie gern ich Ihnen auch gefällig wäre, unter diesen Umständen geht es leider nicht, daß Sie in meinem Konzerte auftreten."

"Nein, Madame, bei einer solchen Sachlage muß ich allerdings Verzicht leisten," versetzte Ole Bull verzweiflungsvoll. Es war ihm wie einem Versinkenden zu Muth, dem die letzte Hilfe entzogen wird.

"Lieber Freund," fuhr die Sängerin zögernd nach einer kurzen Pause, während sie Ole Bull's ärmliches Aeußere mit einem theilnehmenden Blicke maß, fort, "die Betheiligung an

heutigen Konzert habe ich Ihnen bedauerlicher Weise abschlagen müssen, aber wenn ich Ihnen sonst in irgend einer Hinsicht dienlich sein könnte —"

Ueber Ole Bull's Gesicht flog eine flammende Röthe. Er wußte, daß ihm die Künstlerin mit dieser Frage eine Geldunterstützung anbot, er dachte daran, wie er seine letzte Barschaft Marietta übergeben hatte, und daß ein Wort an die Sängerin ihn aller Sorgen für die nächste Zukunft entheben würde, aber zugleich häumte sich der Künstlerstolz in ihm auf, ein Almosen anzunehmen, und ruhig und bestimmt klang es von seinem Munde: "Ich wüßte nicht in welcher Form, Madame."

Dann reichte er ihr die Hand und sagte, wiewohl mit zuckendem Schmerz im Herzen über das Fehlschlagen seiner letzten Hoffnung: "Leben Sie wohl!"

Schon hatte er die Thürklinke in der Hand, als er sich plötzlich an der Schulter berührt fühlte. Die Malibran stand hinter ihm.

"Lieber Freund," sagte sie schelmisch lächelnd, "noch einen Augenblick. Jetzt habe ich eine Bitte an Sie. Können Sie mir nicht den prachtvollen Kamelienzweig in Ihrer Hand abtreten?"

"Den Kamelienzweig?" fragte Ole Bull betroffen.

"Jawohl, ich glaube, dieser Zweig paßt trefflich zu meiner Toilette. Ich möchte ihn mir zum Konzert in den Gürtel stecken. Wollen Sie?"

Ole Bull lächelte trübe. "Madame," versetzte er, "ich werde mich freuen, wenigstens hierdurch zu Ihrem Konzert beitragen zu können. Hier sind die Blumen!"

Ole Bull hatte kaum den Salon verlassen, als durch eine Seitenthür ein Mann eintrat, dem man den Künstler auf den ersten Blick ansah. Es war Charles de Bériot, Kammermusikus Seiner Majestät des Königs der Niederlande, der vieleneidete und wegen seiner maßlosen Eifersucht vielbespöttelte Bräutigam der Malibran.

"Endlich bin ich zurück, meine Liebe," sagte er. "Es gibt doch nichts Unangenehmeres, als diese lästigen Anstandsbesuche. Nun reiche mir erst einmal Dein süßes Händchen! So, und wie hast Du Dir inzwischen ohne mich die Zeit vertrieben?"

"Reizend," sagte die Sängerin und lachte ihren Bräutigam neckisch an. "Ich hatte Besuch, Charles — von einem Herrn!"

"Von einem Herrn? Habe ich Dir nicht ein- für allemal verboten, Herrenbesuche zu empfangen? Und noch dazu in meiner Abwesenheit! Wer war der Besucher?"

"Ein alter Bekannter aus Paris," entgegnete die Künstlerin, der es Spaß zu machen begann, die unbegründete Eifersucht ihres Bräutigams zu schüren.

"Und gar ein Bekannter aus Paris?" fuhr Bériot auf "Augenblicklich nennst Du mir seinen Namen!"

"Und wenn ich es nun nicht thäte?"

"Dann würde ich Dich empfindlich zu strafen wissen."

"Strafen? Hahaha! Das wird ja immer besser. Sieh' mal, Charles," fuhr die Sängerin lachend fort, "er hat mir sogar diesen herrlichen Kamelienzweig verehrt!"

Jetzt hatte der Künstler seine Fassung völlig verloren. In wildem Zorn stürzte er auf die Künstlerin zu und streckte die Hand aus, um ihr die Blumen zu entreißen. "Gib die Blumen her, Félicité! Mach' mich nicht rasend. Von wem sind sie?"

"Nun und nimmer bekommst Du sie! Gerade wegen Deiner Heftigkeit gebe ich Dir weder den Zweig, noch nenne ich Dir den Namen des Besuchers."

„Aber so thu' mir doch den Gefallen," lenkte Bériot, sich mühsam beherrschend, ein, „und gib mir die Blumen!"

„Nein!"

„Und warum nicht?"

„Weil ich sie beim Konzert tragen will."

„So?" stieß der Eifersüchtige wüthend hervor. „Dann brauchst Du auf mich für heute nicht zu rechnen!"

„Wie soll ich das verstehen?"

„Ich werde am Konzert nicht theilnehmen."

„Nun, dann werde ich mir Vertretung für Dich schaffen müssen."

„Das wird Dir schwerlich gelingen. Wo willst Du in einer Stunde in Florenz einen Geiger finden, der es wagen könnte, mit mir zu wetteifern?"

„Das laß meine Sorge sein!"

„Du willst mir also die Blumen nicht geben?"

„Ich habe es Dir schon einmal erklärt: Nein!"

Der Musiker war vor Eifersucht fast von Sinnen. Er fuhr sich verzweifelt bald mit den Händen durch das Haar, bald suchte er wild mit den Armen durch die Luft. „Du bleibst also bei Deinem Vorsatz?" fragte er endlich noch einmal wüthzitternd, als er kein begütigendes Wort vernahm.

„Wie ich es Dir schon mittheilte: Ja!"

„Nun, dann verspreche ich Dir hoch und heilig, daß ich heute Abend nicht spiele. Du wirst das Konzert daher wohl abbestellen müssen. Das soll Deine Strafe sein."

„Das Konzert wird stattfinden, lieber Charles," versetzte Madame Malibran, „auch ohne Dich. Und wenn Du Dich vielleicht als Zuhörer einstellen solltest, so wirst Du hoffentlich mit der Aufführung zufrieden sein."

„Ob ich dem Konzert beiwohnen werde, fragst Du mich? Glaubst Du, ich werde mir das interessante Schauspiel entgehen lassen, wenn der für mich erwählte Stellvertreter ausgepiffen wird? Oder hoffst Du, ich werde Dir freien Spielraum lassen, damit Du mit Deinem Besucher, dem Verehrer der kostbaren Blumen, nach Herzenslust Liebesblicke austauschen kannst? Nicht aus den Augen werde ich Dich lassen. Wehe Dir und wehe ihm! Wir sehen uns wieder!"

Mit diesen Worten stürzte Bériot aus dem Zimmer. Als sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte, brach die Sängerin in ein silberhelles Lachen aus.

Dann setzte sie sich vor dem zierlichen Schreibtisch nieder, ergriff die Feder und warf einige Zeilen auf das Papier.

„Babette," sagte sie zu der herbeigerufenen Kammerzofe, „laß diesen Brief durch den Diener zu Herrn Ole Bull tragen. Er ist wichtig, und ich rechne darauf, daß er unverzüglich und pünktlich an den Empfänger gelangt."

3.

Der Konzertsaal war zum Erdrücken von Zuhörern angefüllt. Alles, was Namen oder Rang in Florenz besaß, war herbeigeströmt, um in den Liedern der Malibran zu schwelgen und den Weisen des Geigenvirtuosen Bériot zu lauschen.

In einem zur Bühne führenden Nebenzimmer stand die Malibran im eifrigen Gespräch mit Ole Bull. Ihre Augen strahlten voll Feuer in der Aufregung der herannahenden Aufführung, und das weiße Kaschmirkleid ließ die lichte Farbe ihres Gesichtes noch verklärter erscheinen. Im Gürtel steckte der Kamelienzweig.

„Meinen innigsten Dank," sagte Ole Bull eben, „daß Sie die Erfüllung meines Wunsches doch noch möglich gemacht haben."

„Das Letztere verdanken Sie nicht mir, sondern Ihrem Kamelienzweige. Die weitere Aufklärung werde ich Ihnen nach dem Konzert

geben. Außerdem muß ich Ihnen aber noch mittheilen, daß Sie nicht nur einige Stücke vortragen, sondern daß Sie Herrn Bériot vollständig vertreten müssen."

„Herr Bériot spielt überhaupt nicht?"

„Nein! Sind Sie darauf nicht vorbereitet?"

„O, doch, aber —"

„Aber wir wollen das Beste hoffen," fuhr die Sängerin scherzend fort. „Ich denke, wir können jetzt beginnen."

Gleich darauf betrat die Sängerin die Bühne, von donnerndem Beifall begrüßt. Ihre erste Nummer war eine Arie aus Bellini's „La Sonnambula". Das zweite Stück war eine Arie aus „Norma" und das dritte das „Abschiedslied" von Bériot, ihrem Bräutigam.

Als mit diesem Vortrag die Sängerin den ersten Theil ihres Programms erledigt hatte, erfüllten Hervorrufe und Klatschen den Saal, Kränze und Strauße regneten auf die Bühne herab.

Nach kurzer Pause nahte der zweite Theil, Ole Bull sollte seine Künstlerschaft bethätigen. Er hatte seine eigene Komposition zum Vortrag gewählt. Die Malibran nahm auf der Bühne neben dem Flügel Platz, sie wollte durch ihre Anwesenheit seinem Spiel eine besondere Weihe geben.

Endlich erkündete das Zeichen. Zuerst trat der Kapellmeister hervor, entschuldigte die Abwesenheit Bériot's mit einer leichten Unpäßlichkeit desselben und zeigte dafür die Mitwirkung eines jungen Künstlers, des Herrn Ole Bull an, der ein eigenes Werk vortragen werde.

Als er zurückgetreten war, schritt Ole Bull in den Vordergrund. Er sah bleich und angegriffen aus, unbeholfen machte er seine Verbeugung und mit zitternder Hand legte er die Noten auf den Ständer. Ein leises Gesumme des Mißbehagens durchlief die Reihen des Publikums.

Ole Bull befand sich in einer noch nie gekannten Aufregung. Der plötzliche Wechsel zwischen Verzweiflung und Hoffnungsfreudigkeit bei dem Empfang des Briefes der Malibran hatte seinen Einfluß auf ihn geltend gemacht. Jetzt, wo sich sein Schicksal entscheiden sollte, verspürte er mit einem Male ein Gefühl der Unbedeutendheit in sich, das ihn erschauern machte.

Er setzte den Bogen an und begann zu spielen. Zaghaft und unsicher erklangen die Töne, matt und schlaff führte er den Bogen, als läge ihm Blei im Arm. Neußerungen des Unwillens ließen sich hier und dort hören und wuchsen mehr und mehr an. Er hörte das dumpfe Grollen, das Zischeln und Raunen, die Noten fingen vor seinen Augen an auf und nieder zu tanzen wie teuflische Kobolde.

Und jetzt trat ein Mann an die Brüstung der Proskeniumslöge, der ihn mit so höhnischem Ausdruck ansah, daß er auch den letzten Rest seiner Fassung verlor. Er hörte und sah nichts mehr, vor seinen Ohren rauschte und brauste es, vor seinen Augen zog ein flimmernder Streifen vorbei und ein banges Beben durchzitterte seinen Körper.

Nun war Alles verloren, nur ein Wunder konnte ihm Rettung bringen. Aber woher sollte ihm Hilfe kommen? Etwa von dort drüben, von der Malibran, wohin seine Augen flehend schweiften? Er sah nicht ihr Gesicht, er sah nur den lichten Schimmer ihres Kleides und auf dem weißen Hintergrunde den rothen Kamelienzweig. Er wußte nicht, ob er noch spielte. Aber der Anblick der Blumen ließ in ihm die Erinnerung an Marietta auftauchen und an das Werk der Menschenliebe, das er gethan. Ein Strom neuen Lebens durchfluthete ihn, er fühlte es, wie plötzlich alle Angst und Beklemmung von ihm wich. Und nun schweifete seine Phantasie zurück. Er sah sich draußen auf der Landstraße nach Pistoja, er hörte

Marietta's bittende Worte und schritt neben ihr durch den Wald. Süß sangen die Vöglein in den Zweigen, und was ihm die Phantasie so lebendig vorpiegelte, das gab er in Tönen wieder. Er trat in das ärmliche Elternhaus Marietta's, er erblickte den stöhnenden Mann und die jammernde Frau, und seine Geige weinte und schluchte. Er gab, was er besaß, dem verzweifelnden Kinde, ihre Augen leuchteten auf und über die Saiten ging ein schimmernder Ton. Er verließ im Aufruhr seiner Gefühle das Haus, er wurde von Marietta eingeholt, sie küßte dankbar seine Hand, gab ihm die Blumen und flehte den Segen des Himmels auf ihn herab, und feierlich und ernst, wie Glockengetöse, erlangen die Weisen. Und nun stürmte er, den Kamelienzweig in der Hand, vorwärts, die Brust voll der beseligenden Empfindung, eine gute That verrichtet zu haben — jauchzend und jubelnd schwangen sich die Akkorde auf.

Er war zu Ende. Im Publikum waren längst alle Zeichen des Mißfallens verstummt. Ole Bull machte seine Verbeugung und wollte zurücktreten. Aber nun brach die Bewunderung der Hörer in tosenden Beifall aus. Wie ein Sturm durchbrauste sein Name den Saal.

Als sich endlich der Jubel gelegt hatte, trug er mit gleicher Meisterschaft eine Sonate Spohr's vor, der wiederum die ungetheilte Anerkennung des Publikums folgte.

Das dritte Stück war ein Konzert Bériot's. In weiten Sprüngen tanzte sein Bogen über die Saiten. Doppelgriffe und Arpeggien gelangen mit erstaunlicher Kunstfertigkeit, und mit überraschender Gewandtheit durchlief sein Spiel die chromatischen Oktaven. Jetzt fühlte er sich als unbestrittenen Herrn auf seinem Instrument, nun konnte er dreist seinen Blick hinabsenden auf die lautlose Menge, und jetzt konnte auch sein Auge wieder nach der kleinen Proskeniumslöge hinübersehen. Wieder sah er den Mann an der Brüstung stehen, dessen durchbohrender Blick ihn so verwirrt hatte, aber jetzt schaute auf ihn ein Auge, das in Bewunderung strahlte.

Die letzten Töne verklangen. Und nun rauschte der wilde Jubel des Hauses noch einmal auf, immer wieder mußte er sich der begeisterten Zuhörerschaft zeigen. Im Reiche der Kunst hatte ein neuer König den Thron bestiegen.

Als er in das Wohnzimmer zurücktrat, da stand vor ihm die Sängerin und neben ihr der Mann aus der kleinen dunklen Loge.

„Mein lieber, großer Freund," sagte sie freudestrahlend und drückte ihm warm die Hand, „ich will mich nicht in unnöthigen Lobeserhebungen ergehen, sondern Ihnen nur gestehen, daß Ihr Triumph einer der schönsten Augenblicke meines Lebens war. Gestatten Sie übrigens, daß ich Ihnen hier meinen Bräutigam, Ihren Kunstgenossen Bériot, vorstelle."

Bériot glühte vor Erregung. „Herr, Herr," stieß er mühsam hervor, „als ich Sie Ihr Spiel beginnen hörte, erschienen Sie mir als einer der klüglichen Anfänger, und jetzt, da Sie Ihr Konzert beendet haben, erkenne ich willig Ihre Meisterschaft an."

„Wie kann ich Ihnen, Herr Bull, meinen Dank bezeugen?" fragte die Malibran. „Daß wir unsere Einnahme theilen, ist selbstverständlich; wenn ich Ihnen aber noch ein besonderes Zeichen der Erinnerung an diesen bedeutungsvollen Abend verehren könnte, würde ich mich ausnehmend glücklich schätzen."

„Wenn ich um Eines bitten darf," versetzte Ole Bull, „dann ersuche ich Sie um den Kamelienzweig."

„Um den Kamelienzweig?" fuhr Bériot auf.

„Ja, den Kamelienzweig!" wiederholte Madame Malibran schallhaft. „Du mußt nämlich wissen, lieber Charles, daß Herr Ole Bull mir

ihn auf mein Begehren abtrat, als er mich heute besuchte und mir die Bitte vortrug, an unserem Konzert theilnehmen zu dürfen. Er war der geheimnißvolle Bekannte aus Paris!"

"Nun wird mir Alles klar," rief Bériot voll Eifer. "O meine liebe, einzige Felicité! Entschuldige tausendmal meine blinde Eifersucht!"

Mit heißer Gluth ergriff er ihre Hand und küßte sie innig.

"Ihre Bitte sei Ihnen gewährt, lieber Freund," sagte die Künstlerin nach einem liebevollen Blick auf Bériot zu Ole Bull, "hier haben Sie die Blumen. Aber warum bitten Sie mich wieder um diesen Zweig?"

"Es hat eine eigene Bewandniß damit,"

versetzte der Musiker freudig, die Kamelien in Empfang nehmend.

Als das Konzert zu Ende war und nach eingenommenem Mahle der Champagner in den Gläsern perlte, erzählte Ole Bull seiner aufhorchenden Zuhörerichast die Geschichte des Kamelienzweiges.

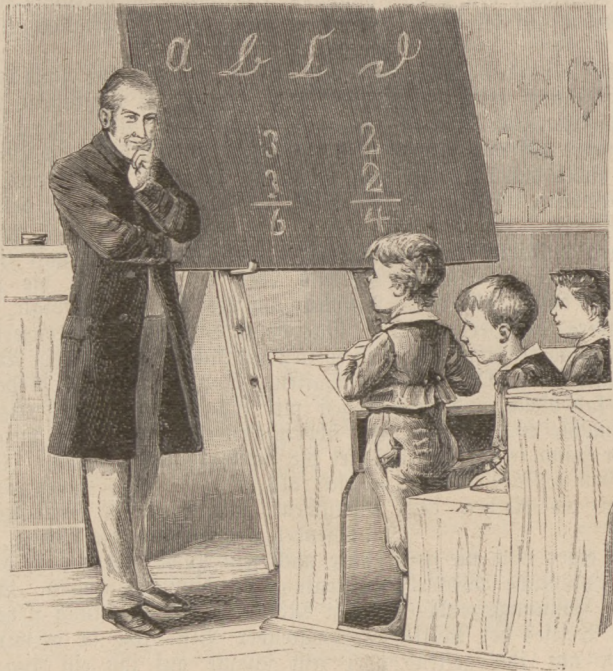
Das mildthätige Herz der Malibran wurde bei seinem Bericht von tiefer Rührung erfaßt. Gleich am anderen Morgen suchte sie mit Bériot und Ole Bull Marietta's Eltern auf. Dem von Ole Bull besorgten Arzt empfahl sie die sorgsamste Pflege der Kranken, kaufte ihnen Lebensmittel, Hausrath und Kleidung und übergab, als sie nach einigen Tagen Florenz

verließ, Marietta eine Geldsumme, die es später ihren Eltern ermöglichte, in der Stadt sich eine bessere Häuslichkeit zu gründen.

Ole Bull folgte dem Künstlerpaar nach Rom und Neapel, wo er im Verein mit ihm die kunstsinrige Welt entzückte. Sein Ruhm war mit seinem Auftreten in Florenz begründet. Seine Laufbahn glich einem Siegeszug; überall, wohin er kam, wurde er mit Anerkennung und Ehrenbezeugungen überhäuft.

Von all' den Kostbarkeiten aber, die er von seinen Fahrten mitbrachte, war ihm keine theurer, als das Kleinod, dem er seinen Ruhm verdankte, und das er unter Glas und Rahmen stets mit sich führte — der Kamelienzweig Marietta's.

Humoristisches.



Nicht mehr im Zweifel.

Schullehrer: Christian, was verstehen wir also unter Recht und Unrecht?
 Christian: Ich weiß nich.
 Lehrer: Na, Junge, wenn Du nun dem August seine Semmel nimmst, was thust Du dann?
 Christian: Ich freet se up.



Zweifelhafte Hilfe.

Freund: No, wie geht's? Ist der Schnupfen auf die Pillen, die ich Ihnen ang'rathen hab', besser g'worden?
 Kranker: Ja, ich mein' schon, daß der Schnupfen a bisselet besser worden is — aber Ihre Pillen liegen mir jetzt wie ein Stein im Magen, meine Füß' sind wie Blei und Kopfweh hab' ich Ihnen schon zum rasend werden!
 Freund: No — no — sind S' nur net ungenügsam! Wenn nur der Schnupfen besser worden is — a bisselet was müssen's Ihnen dafür schon g'fallen lassen!

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein Mittel gegen Verschwörungen. — Der Tyrann Dionysios von Syrakus hatte stets mit Verschwörungen zu kämpfen, und die Geschichte vom „Schwert des Damokles“ zeigt, daß er sich der fortwährenden Lebensgefahr in seiner Stellung bewußt war. Da trat eines Tages in Gegenwart des ganzen Hofes ein Fremder zu ihm und sagte, er wolle ihn ein untrügliches Mittel lehren, sofort Diejenigen zu entdecken, die gegen ihn irgend eine Verschwörung unternähmen. Dionysios nahm ihn bei Seite und drang in ihn, dieses Mittel ihm zu lehren. Da sagte der Fremde ihm in's Ohr: „Gib mir vor Aller Augen ein Talent (= etwa 4000 Mark), damit das Volk glaube, ich habe Dir das Mittel wirklich gesagt, und Du seiest damit zufrieden; sei versichert, Niemand wird dann etwas gegen Dich zu unternehmen wagen.“

Der Tyrann fand dieses begründet und gab dem Fremden in Gegenwart Aller, was er verlangt hatte.

[R. St.]

Nur kein Rüßiggang. — König Friedrich Wilhelm I. von Preußen befahl durch eine Verordnung vom 14. Juni 1723 allen Handwerkerfrauen, Bürgerstöchter und Höferweibern, die auf dem Markte feil hielten, die Zeit, in welcher sie nicht beschäftigt waren, zum Wolle- oder Flachspinnen, Stricken oder Nähen zu benutzen. Das die Höferei treibende „Weibervolk“ hatte ein Pfund Wolle in der Woche zu spinnen, andernfalls aber doppeltes Marktgeld zu zahlen. [D.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 41.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 39:
 Nur das thätige Leben ist eigentliches Leben.

Arithmogriph.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10 ein Brennmaterial;
2. 8. 3. 1. 3. 2. 1. 10. 2 eine Arzneipflanze;
3. 4. 10. 2. 8. 3. 8. 5 ein in unseren Wäldern lebender Vogel;
4. 2. 9. 3. 4. 1 eine Zeit der Erholung;
5. 10. 9. 6. 10 eine Blume;
6. 7. 2. 2. 9. 9. 10 ein Schmuckmittel;
7. 5. 6. 10. 9 ein Verwandter;
8. 3. 9. 9. 10 eine deutsche Universitätsstadt;
9. 10. 7. 5. 7. 2. 10 ein Frauenname;
10. 4. 9. 10 ein Nachtvogel. [C. Leo.]

Auflösung folgt in Nr. 41.

Somonym.

Sieh', wie hier es Laßen hebt,
 Dort es durch die Luste schwebt,
 Und im Sommer ich's entdecke
 Gar in meiner Gartenbede. [C. Milius.]

Auflösung folgt in Nr. 41.

Auflösungen aus Nr. 39:

der Charade: Briefstache;
 des Räthfels: Pille, Zu.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Süddeutschen Zeitung
 (M. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von Dr. Rich. Deut. & Verlags-Gesellschaft in Thorn.